Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 84. Samstag, 26. März 1932.

Millionärin ohne Geld

Roman von Hans Morgan

(2. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der finstere Flur ließ zwischen rechts und links aufgestapelten Bücherbergen nur einen engen Gang frei.

Die Tür zum Lagerraum stand offen. Ein paar junge Mädchen und Burschen waren dort mit dem Verpacken von Büchersendungen beschäftigt.

Der dumpfe, etwas schwüle Druck, die stickige Luft, legten sich auf Helga Wendhus und ließen sie unwillkürlich innehalten, als zögere sie, weiterzugehen. Dann aber öffnete sie die Tür zum Kontor und trat ein.

Ihr Gruß klang leise und ein wenig unsicher. Ein junger Mann tauchte vor ihr auf und verbeugte sich.

„Gestatten . . . Mansfeld! Ich heiße Sie willkommen, Fräulein Wendhus, und hoffe, daß wir uns gut vertragen werden!"

Die Art seines Sprechens und etwas posierenden Auftretens gab ihr die Sicherheit zurück. Sie lächelte und reichte Herrn Mansfeld die Hand. Und sah ihn an. Ein hübsches unbedeutendes Gesicht, übertönt von Selbstgefälligkeit und einem Stich ins Arrogante.

„Hier ist Ihr Platz, Fräulein Wendhus . . . mir gegenüber! Ich werde also den ganzen Tag das Vergnügen Ihres Anblicks haben!"

Gott! war der junge Mann naiv in seinen Komplimenten! Sie fühlte sich ihm sofort überlegen.

Sich umblickend, gewahrte sie noch einen anderen Menschen, jünger als Mansfeld, höchstens siebzehn. Er hielt sich zurück und wagte sie scheinbar kaum anzusehen. Seine ganze Haltung verriet übermäßige Bescheidenheit, vielleicht auch Schüchternheit. Wie er da so stand, als erwarte er im nächsten Moment eine Strafpredigt, machte er einen äußerst hilflosen Eindruck. Helga fühlte Mitleid mit ihm, ohne daß sie wußte, wie es kam.

Sie ging auf ihn zu und streckte auch ihm die Hand hin.

„Wir haben uns noch nicht begrüßt", sagte sie lächelnd.

Ganz erschrocken schaute er zu ihr auf, ward glühendrot vor Verlegenheit und stotterte. Helga war erstaunt über den Ausdruck in seinen Augen. Die waren seltsam schön und von einer dunklen schwermütigen Tiefe, überschatteten das schmale Gesicht mit den hervortretenden Backenknochen.

Unbeholfen versuchte er eine Verbeugung und legte zögernd seine Hand in die ihre. Undeutlich verstand sie seinen Namen:

„Weghart!"

Als er sich dann umwandte, seinem Platz zu, bemerkte sie, daß er einen Klumpfuß hatte und das rechte Bein schwer nachschleifte, glaubte, das Schwermütige in seinen Augen nun zu verstehen und ahnte, daß der arme Junge unglücklich war.

Nachdem sie Hut und Mantel abgelegt hatte, schob ihr Mansfeld einen Stoß Briefe hin, und meinte wichtig: „Sie finden übrigens kolossale Arbeit vor, Fräulein Wendhus! Das hat sich in den letzten drei Tagen angesammelt. Ihre Vorgängerin ist nämlich plötzlich am 28. gegangen . . . oder sagen wir: gegangen worden!"

„Was ist damit zu tun?" fragte Helga, sich von der affektierten Art des neuen Kollegen unangenehm berührt fühlend.

„Vor allen Dingen erst einmal übersetzen, damit der Alte sie besser lesen kann . . . mit seinem Englisch ist es nämlich nicht weit her!"

Sie nahm die englischen Briefe und begann sie durchzusehen. Briefe, meistens amerikanischer Firmen, Anfragen, Bestellungen, Mahnungen zu schneller Lieferung usw. Die Verlagsbuchhandlung J. P. Randals Nachf. besorgte in der Hauptsache den Vertrieb belletristischer und wissenschaftlicher Werke nach Amerika und England.

Sie wollte sich sogleich an die Arbeit machen.

„Aber das ist doch nicht so eilig, Fräulein Wendhus!" begann Mansfeld wieder. „Der Alte kommt erst um neun. Bis dahin können wir noch etwas plaudern. Man muß sich doch kennen lernen, nicht?"

„Dazu bietet sich noch genügend Gelegenheit. Ich möchte vor allem erst einen Einblick in meine Tätigkeit gewinnen."

„Sind Sie verwandt mit dem verstorbenen Geheimrat Wendhus?"

„Nein!"

Das klang beinahe schroff, verschnupfte ihn und ließ eine Pause eintreten.

Dann versuchte er sein Heil von neuem, bekam aber stets so kurze, ja abweisende Antworten, daß er plötzlich eine unsagbar hochmütig-beleidigte Miene aufsetzte, über die Helga fast gelacht hätte. Er schwieg, vertiefte sich in seine Bücher. Was er dachte, war ihm ziemlich deutlich anzusehen:

Gans! Will sich natürlich gleich beim Alten einkratzen!

Und als brauche er einen Blitzableiter, fing er an, Weghart mit allen möglichen Aufträgen hin und her zu jagen, ließ dem armen Krüppel keine Minute Ruhe. Vielleicht auch geschah es, um ihr zu zeigen, daß er der nächste nach dem Chef sei, der hier zu befehlen habe!

Helga tat Weghart leid. Und als Mansfeld eine Tratte verlangte, die für ihn fast in Griffnähe lag, konnte sie sich nicht enthalten zu sagen:

„Aber, Herr Mansfeld, das kostet Sie selbst doch nur einen halben Schritt! Deshalb brauchen Sie doch Herrn Weghart nicht zu bemühen!"

Verdutzt sah er sie eine Sekunde lang an. Wechselte ein wenig die Farbe unter ihrem vorwurfsvollen Blick, murmelte etwas von „Nicht gesehen . . ." — und Richard war erlöst.

Während sie sich nun an die Übersetzung der Briefe machte, beschäftigte sich Mansfeld ausschließlich damit, sie heimlich zu beobachten. Besonders ihre Hände mußte er immer wieder anschauen . . . diese wundervollen, schmalen, weißen Hände, deren Haut wie kostbarer weicher Samt schimmerte, und deren Nägel so staunenswert gepflegt waren, wie er es noch nie gesehen hatte.

Auch in ihrer ganzen übrigen Art war so etwas . . . etwas Apartes. Er war Kenner darin! Mädchen, wie das hier, gewann man nicht im Sturm . . . die wollten umworben sein!

Noch dazu, wenn sie so hübsch waren . . .

Punkt neun Uhr kam Herr Wilsnack. Grüßte ein wenig mürrisch, blieb aber, als er Helga bemerkte, sofort vor ihr stehen, verzog sein rundes Gesicht mit den wulstigen Kinnbacken zu einem freundlichen Grinsen, gab ihr die fleischige, etwas feuchte Hand und sagte wohlwollend:

„Sieh, sieh, schon tüchtig bei der Arbeit! Freut mich! Na, Sie kennen sich ja wohl nun schon?" wandte er sich an Mansfeld, der mit einer beinahe zu eifrigen Verbeugung bejahte. „Dann kommen Sie einen Augenblick mit zu mir herein, Fräulein Wendhus!"

Sie folgte ihm. Er schloß sorgfältig die Tür und ließ sich in den Sessel vor dem Schreibtisch plumpsen. Und wieder sah er sie mit seinen wässerigen, tastenden Augen an, daß es sie unangenehm überkroch. Sein Blick glitt langsam über ihr schmalrundes, feines Gesicht, den weißen, zarthäutigen Hals mit dem weichen Ansatz ihrer wirklich schönen Schultern, endlich haftete er an ihren schlanken Beinen, die der kurze Rock fast bis zum Knie freiließ.

Seine dickgewulsteten Lippen schleckten dabei sich gegenseitig ab, als habe er eben eine ganz besondere Delikatesse genossen.

Unbehaglich zog sie ein wenig die Schultern zusammen, als fröstelte sie. Das unverschämt Musternde in seinem Blick beleidigte sie.

Bedächtig tropften die Worte von seinen Lippen.

„Hübsches Mädchen sind Sie! Ich denke, wir werden uns vertragen, nich?"

Ihr schoß das Blut in die Wangen angesichts dieser Plumpheit. Unbewußt ward sie in diesem Augenblick mehr Dame als Büromädel und begegnete ihm mit eisiger Abwehr. Er schien es zu bemerken und ging zum Geschäftlichen über. Gab ihr Aufträge.

„Hier sind dringende Briefe . . . ich gebe Ihnen bloß Stichworte . . . Sie sind ja intelligent genug, denk' ich, sie dann selbst zu entwerfen. Nich?"

„Ja!"

Zum zweiten Male hörte sie dann die Frage, ob sie mit der Verlegerfamilie Wendhus verwandt sei.

„Entfernt nur!"

Ihr schien es, als trage ihr dies Eingeständnis einen Schuß mehr Achtung von seiner Seite ein. Mit einem wohlwollenden Blick entließ er sie.

Und nun begann die Arbeit. So intensiv beschäftigte sie sich damit, zu übersetzen und eine Anzahl Briefe zu tippen, daß sie ganz erstaunt war, als ihr Mansfeld auf einmal sagte, es sei Mittagspause.

Von 12 bis 1 Uhr.

Wo war denn die Zeit geblieben? Sie hatte doch eben erst angefangen.

In einem kleinen Restaurant in der Annenstraße, auf das Herta sie vorgestern aufmerksam gemacht, aß sie. Für eine Mark und zehn Pfennige! Es kostete sie allerdings Überwindung, als sie an die künstlerischen Kochherdprodukte ihrer Köchin daheim dachte . . . und aß doch nach den ersten Bissen mit mehr Appetit als seit langem. Sie hatte Hunger!

Auch der Nachmittag verging schnell. Nur einmal sah sie auf, als über ihren Platz ein Strahl der ersten Junisonne huschte und in den nüchternen Raum den goldenen Glanz des Frühsommers zauberte. Jetzt herrschte auf dem Tennisplatz in Wilmersdorf fröhliches Leben . . . und sicher vermißte man sie.

Schade . . ., die Stunden waren doch immer ganz nett gewesen!

Das empfand sie plötzlich. Und gleich darauf fiel ihr ein, wie sie sich doch manchmal gesträubt hatte, hinzufahren, weil es immer dasselbe sein würde.

Nun, da sie nicht hin konnte, hätte sie gern eine Stunde dort verbracht. Daß einem immer erst begehrenswert erscheint, was man nicht haben kann und nicht zu würdigen weiß, wenn man es hat!

Sie vertiefte sich wieder in ihre Arbeit. Um fünf Uhr sollte Feierabend sein . . . drei Viertel sieben war es, als sie das Büro endlich verließ, froh, gehen zu können. Abgespannt, müde, mit Kopfschmerz. Aber es war eine andere Müdigkeit als die, die sie sonst hatte.

Zum Abendbrot aß sie ein paar belegte Schrippen, selbst zubereitet, trank Tee, selbst gekocht in Frau Lüdtkes Küche.

Lag im Bett und dehnte sich . . . die kühlen Kissen waren eine Wohltat. Und merkwürdig, wenn sie sonst um 12 oder 1 Uhr oder noch später zu Bett ging, fand sie lange keinen Schlummer . . . heute, um 9 Uhr lag sie kaum, da fielen ihr die Augen schon zu. Ganz fern nur huschten Empfindungen vorüber, die sie nicht mehr begriff und erfaßte. —

Das war Helga Wendhus' erster Tag als Millionärin außer Dienst.

3.

Es ging doch nicht alles so reibungslos ab in den nächsten Tagen. Der Wechsel in Helgas Leben war zu plötzlich und zu durchgreifend, als daß sie sich sofort mit allem hätte abfinden können. Dabei war Frau Lüdtkes abscheulicher Malzkaffee noch das kleinste Übel.

Helga Wendhus war von jeher an Selbständigkeit gewöhnt. Unterordnung oder einen versagten Wunsch, Unmöglichkeiten oder gar Mangel hatte sie nie gekannt. Und nun auf einmal geriet sie in einen Zwang der Abhängigkeit, gegen den sich immer wieder alles in ihr sträubte. Es kamen wirklich Stunden, in denen sie am liebsten davongelaufen wäre, in ihre Villa zurück, wo alles ihr gehörte und niemand ihr etwas zu sagen hatte.

Und dann dachte sie an Herta Bauer und den Spott, mit dem sie ihre Niederlage begrüßen würde . und biß die Zähne zusammen.

Es ging. Allmählich gewöhnte sie sich an die veränderte Situation. Es war gut, daß ihr keine Zeit zum Grübeln blieb. Sie hatte immer zu tun und war abends stets zu müde, um noch an etwas denken zu können.

Unmerklich vollzog sich in ihr die Wandlung. Aber doch verhältnismäßig schnell. Sie begann ihrer Umgebung und ihrer Arbeit Interesse abzugewinnen, lernte sehen und Zusammenhänge erkennen und sich als Glied einer neuen wichtigen Welt fühlen, in der jeder Einzelne etwas zu bedeuten hat und mitwirkt am Bau eines großen Ganzen.

Mehr und mehr fielen die Widerstände von ihr ab. Die Unannehmlichkeiten bekamen ein anderes Gesicht und wurden zu Selbstverständlichkeiten.

Bis ein Abend sie weniger abgearbeitet fand und sie nach dem Essen plötzlich ein Gefühl der Einsamkeit überraschte. Sie hatte Sehnsucht nach einem Menschen, mit dem sie plaudern konnte. Und flüchtete zu Frau Lüdtke. Aber die alte Frau war mürrisch und unzugänglich. Sie hatte nur noch einen Zahn und der war hohl und bereitete ihr an diesem Abend gerade Schmerzen, so daß sie nur Sinn für ihre Kamillenumschläge aufbrachte.

Ein wenig niedergeschlagen kroch Helga ins Bett. Ja, es war schön, so arbeiten und sich sagen zu können: du nützt etwas, du bist nicht mehr nur noch eine Puppe . . . es schuf auch eine ganz neue, ganz eigentümliche Lebenslust, ein nie gekanntes Gefühl der Befriedigung, aber manchmal möchte man doch heraus aus dieser Haut und nicht allein sein!

Ganz entsetzlich war der erste Sonntag. Da saß sie in ihrem Zimmerchen, die Hände im Schoß und wußte nicht, was sie anfangen sollte. Und kam sich wirklich unglücklich vor, sehnte sich nach ihrer Schreibmaschine . . . oder noch besser: nach einer angenehmen Fahrt in ihrem Horch!

Faßte den Entschluß, Herta Bauer aufzusuchen. Verwarf ihn wieder. Nein, das sah aus, als wäre sie schon am Ende. Den Triumph sollte Herta nicht haben!

Aber schreiben konnte sie ihr. Ja. Und sie schrieb. Aber es wurde kein Brief. Ein langer, langer Erguß, in dem sie sich den ganzen Zwiespalt ihrer Empfindungen von der Seele wälzte. Es erleichterte sie. Die vollgeschriebenen Bogen verschloß sie. Sie waren der Anfang eines Tagebuches.

(Fortsetzung folgt).

Ein Brief ist unterwegs.

Von Serena Flohr.

Am Karfreitag, auf dem Wege ins Büro, blieb Liselotte vor einem Postkasten stehen, drehte unschlüssig einen Brief hin und her, schaute die Vorübergehenden an, als wollte sie sie um Rat fragen, gab sich aber dann doch einen Ruck und schob den weißen Umschlag durch den Spalt, ganz tief, bis sie ihn nur noch mit zwei Fingerspitzen halten konnte, hielt ihn sehr fest, wollte ihn zurückziehen und — ließ ihn dann doch los. Die Klappe fiel herunter und machte ping, innen fiel der Brief auf den Boden des Kastens und machte pong. Da holte Liselotte tief Atem und lief davon, ins Büro. Dort gab es viel zu tun und keine Zeit zum Grübeln.

Abends aber lag sie auf dem Sofa in ihrem Zimmer, die Hände unterm Kopf verschränkt und blickte zum Fenster, hinter dessen Scheiben allmählich die Dämmerung herabsank. Noch war der Himmel klar und licht, wunderbar apfelgrün. Liselotte erinnerte sich nicht, je einen so apfelgrünen Himmel gesehen zu haben.

Jetzt reiste er schon, der Brief, die Räder des Zuges drehten sich unheimlich rasch und mit jeder Drehung entfernte er sich weiter von ihr. Liselotte stellte sich vor, daß er wie ein Mensch reiste, im Kupee säße und zum Fenster hinaus in die abenddunkle Landschaft blicke. Blödsinn, — er lag doch in einem Sack mit vielen anderen Briefen, von denen gewiß manche auch so wichtige Nachrichten zu überbringen hatten. Freudige und traurige, oh, entschieden viel mehr traurige, das Leben ist schon einmal so. Liselotte seufzte. Vielleicht hielt der Zug jetzt irgendwo, aber gleich würde er weiterfahren, immer näher dem Bestimmungsorte des Briefes. Morgen früh würde er dort sein und am Nachmittag des Karsamstag würde Otto ihn bekommen. War es sehr häßlich von ihr gewesen, diesen Brief, in dem sie Otto die Trennung zwischen ihnen beiden vorschlug, just zu Ostern zu schreiben?

Sie wendete den Kopf zum Fenster, aber der liebenswürdige apfelgrüne Himmel war dunkel und abweisend geworden und gab keine Antwort auf Liselottens Frage, er mischte sich wohl nicht gerne in fremde Angelegenheiten. Auf der Straße brannten schon die Lichter und auf der Decke des Zimmers zeichneten sich hell das Fenster und darin dunkel das Fensterkreuz ab und wenn unten ein Auto oder ein Wagen vorbeikam, glitt ein leichter Schatten über den hellen Fleck da oben.

Der Zug fährt noch rascher, dachte Liselotte. Ein Stückchen Papier, wie das groß tut, weil es eine gewichtige Botschaft trägt, es hat ein Geheimnis in sich, das niemand von allen, die es betreuen müssen, erfahren darf. Es geht von Hand zu Hand, dieses Stückchen Papier, fährt im Auto und mit der Eisenbahn, wird vorsichtig in eine große Tasche gepackt, denn es darf beileibe nicht in Verlust geraten, bis es endlich demjenigen auf den Tisch gelegt wird, dem es die geheimnisvolle Nachricht zu erzählen hat.

Ob ich nicht besser selbst hingefahren wäre? geht es Liselotte mit einemmal durch den Kopf. So ein lebloser Brief, der nur die dürren Worte enthält, die man aus Trotz, Zorn und Verzweiflung niedergeschrieben hat, der kalt in seiner Weiße und Glätte wirkt, während man selbst — ach, wieviele Hilfsmittel hätte man durch die eigene persönliche Anwesenheit! Hab ich das nun dumm gemacht oder nicht? Ist der kühle Brief mit seiner weittragenden Frage wirksamer, eindrucksvoller, oder —? fragt sie vor sich hin. Aber der Himmel war jetzt ganz nachtdunkel und fremd geworden. Er gibt keine Meinung ab, er hat gewiß so seine Erfahrungen und schweigt sich aus.

Wenn Liselotte in dieser Nacht wach wird, und ganz gegen ihre Gewohnheit tut sie das mehreremale, glaubt sie immer den Gleichklang der rollenden Räder zu hören. Fast hat sie Mitleid mit dem Brief, der, in den engen Sack gepreßt, wehrlos die ganze Nacht hindurch gerüttelt und geschüttelt seinem Ziele entgegenreisen muß. Schuldloser Überbringer einer tragischen Angelegenheit!

Als sich das erste Dämmern vor dem Fenster zeigt, fällt es Liselotte erlösend ein, daß ihr Brief ja nur den Vorschlag zur Trennung enthält. Otto kann antworten, kann Stellung nehmen, vielleicht, wenn er einsieht und bereut, — was eigentlich? — hm, man wird ja sehen! — Und da schläft sie endlich ein.

Langsam schleicht dann der Karsamstag dahin. Jetzt hat der Brief sein Ziel erreicht, muß Liselotte immerfort denken und denkt es noch, als Frau Landerl am Ostermorgen das Frühstück hereinbringt. Ein scharlachrotes und ein kornblumenblaues Ei und ein kleines Osterlämmchen aus weißem Zucker, das auf einem grünen Grasfleckchen steht und ein wenig verstimmt dreinschaut, zieren heute das Tablett mit dem Kaffee und dem Gebäck. Man wünscht einander „recht frohe Ostern", aber die Hausfrau merkt, daß ihr Zimmerfräulein nicht so heiter ist, wie man es an diesem Tage eigentlich sein sollte.

„Könnt auch schöner sein, das Wetter, wo doch jetzt so klare Abende waren, nicht?"

Liselotte denkt an den apfelgrünen Himmel, der nichts von ihrer Bedrängnis wissen wollte, sagt gleichgültig „Ja", worauf Frau Landerl keinen rechten Anknüpfungspunkt mehr findet und zu ihrer Arbeit zurückkehrt.

Doch ehe Liselotte noch ihren Kaffee ausgetrunken hat, klopft die Hausfrau schon wieder an. Sie hat eben im Treppenflur dem Depeschenboten eine Depesche für das Fräulein abgenommen. Und vorsichtig legt sie das gefaltete Stückchen Papier vor Liselotte hin, gerade neben das Lämmchen, das sogleich seine traurigen Augen darauf heftet.

„Oh, danke vielmals!" sagt Liselotte und nickt und rührt die Depesche nicht an, so daß Frau Landerl nichts übrigbleibt, als voll unbefriedigter Neugier hinauszuschlüpfen. Kaum ist sie aber gegangen, reißt Liselotte mit zitternden Fingern die Verschlußmarke auf. „Brief erhalten, bin mit deinem Wunsche einverstanden, Otto."

Ja, so steht es da und beide lesen es, Liselotte und das Lämmchen. Vor Liselotte versinkt eine Welt, dem Lamm ist es einerlei. Und dann überkommt das Mädchen eine grenzenlose Wut auf diesen dummen Brief, der so anmaßend eine Nacht hindurch sie gequält hatte, an den sie Stunde um Stunde denken mußte, dem sie mit ihren Gedanken folgte, den sie zuletzt fast bedauerte, weil er gepreßt in einem Sack so lange unterwegs sein mußte, — — das Scheusal, konnte es seine Mission nicht besser ausfüllen, war es nicht imstande, Otto zwischen den Zeilen lesen zu lassen, ihm heimlich zuzuflüstern, daß die Schreiberin es im Grunde gar nicht so ernst gemeint hatte, daß sie bereit wäre . . . Man hätte doch im Frieden des Osterfestes miteinander so schön Frieden schließen können!

Ein paar schwere Tränen rollen über Liselottens blaßgewordene Wangen. Geistesabwesend schaut sie zum Fenster hinaus und läßt die Zeit vergehen, bis draußen ein Klingeln ertönt. Frau Landerls hohe und eine tiefe männliche Stimme sprechen miteinander und dann klopft es wiederum und herein tritt, mit aufgeregter Miene und jetzt ganz personifizierte Neugierde, zum dritten Male an diesem Morgen, Frau Balbina Landerl.

Sie hält einen wunderbaren Strauß von silbrigschimmernden Palmkätzchen, leuchtend gelben Narzissen und tiefvioletten Veilchen, der mit einem goldenen Band umschlungen ist, und einen Brief in der Hand und übergibt beides feierlich dem Fräulein. Liselotte nimmt beides, den Strauß und den Brief in Empfang und erfährt dabei, daß der Bursche von der Blumenhandlung Köhler es gebracht habe.

„Danke, danke!" sagt Liselotte mit erstickter Stimme und vergräbt ihr Gesicht in den kühlen, süßduftenden Blumen. Frau Landerl reckt den Hals wie ein Huhn, sie vergeht fast vor Neugierde, aber es nützt ihr nichts. Liselotte steht mitten im Zimmer, tut das Gesicht nicht aus den Blumen und öffnet nicht den Brief.

„Mir scheint, es wird doch noch schön heute?" versucht sie und wendet sich prüfend zum Fenster.

„Vielleicht!" meint Liselotte lakonisch und denkt nach, ob abends der Himmel wieder so apfelgrün sein wird, wie vorgestern. Da erinnert sich Frau Landerl des Bratens, den sie auf dem Feuer hat, findet bei sich ihr Zimmerfräulein eine hochmütige Person, die es gar nicht verdient, so wunderbare Blumen, einen Brief und obendrein noch eine Depesche zu bekommen und schließt die Türe hinter sich etwas kräftiger, als es gerade nötig wäre.

Liselotte weiß alles, noch ehe sie den Brief geöffnet hat. „Recht frohe Ostern! Immer Dein Otto!" steht da auf dem Kärtchen, das er wohl gestern an die Blumenhandlung geschickt hatte, mit dem Auftrag, es am Ostermorgen zusammen mit den Blumen Liselotte ins Haus zu senden. Gestern, — ja, vielleicht, — möglicherweise, nein, nein, — — ganz bestimmt sogar hatten die beiden Briefe sich irgendwo gekreuzt, waren aneinander vorübergefahren, nordwärts der eine, gegen Süden der andere.

Das Wetter hatte sich inzwischen zum Guten entschlossen. Die Sonne brach leuchtend durch den dünnen Wolkenschleier, es würde noch den schönsten Ostertag geben. Liselotte aber hatte keinen Blick dafür. Sie hat die Arme auf den Tisch geworfen und den Kopf auf diese gelegt und weint bitterlich. Links von ihr liegt die düstere Depesche, rechts liegt der helle Osterstrauß, auf dem jetzt ein paar Sonnenstrahlen

mit den goldgelben Narzissen spielen und schmeichelnd die zarten Veilchen liebkosen.

Und vor Liselotte steht noch immer auf seinem bescheidenen Grasfleckchen das schneeweiße Zuckerlamm und beguckt mit betrübter Miene das Unheil, in das es, gänzlich unschuldig, mitten hineingeraten ist, dieses böse Unheil, das „ein Brief, der unterwegs war", angerichtet hat.

Die Storchehe.

Von J. Kalisch.

Wer sich mit dem Seelenleben der Tiere eingehend beschäftigt, der dürfte die Wahrnehmung gemacht haben, daß die den höher stehenden Klassen angehörenden Tiere ein stark entwickeltes Empfinden für Moralität, Freude und Schmerz, Vorsorge und Wachsamkeit, Mut und Furcht, für Freundschaft und Rache besitzen.

An erster Stelle steht das durch so viele mit der Liebe und Familienleben ausgezeichnete Geschlecht der Vögel, deren Eheleben gerade als Vorbild für die Tierehen, wenn nicht gar oft auch für die Menschen, betrachtet werden kann. Die meisten Vögel leben in geschlossener Ehe auf Lebenszeit und nur wenige leben in Vielweiberei oder Vielmännerei.

Ein ganz besonders strenges Ehe- und Familienleben führt der Storch, das in mehrfacher Hinsicht so musterhaft und menschenähnlich ist, daß es einer näheren Betrachtung wert ist. Eine Merkwürdigkeit bilden die berühmten „Storch-Gerichte", von denen mit Wahrscheinlichkeit angenommen wird, daß sie ehebrecherischen Störchinnen gelten. Schon aus alter Zeit wird uns von Rechtsvollstreckungen berichtet, die die Störche über Missetäter ihrer Art durch förmliche Blutgerichte abhalten. So wird uns von einem Beobachter berichtet, er habe einst bei Konstantinopel zahlreiche Störche in einem Kreis versammelt gesehen, in deren Mitte ein Storch mit gesenktem Kopfe stand. Einer nach dem andern der versammelten Schar ging hin und versetzte ihm einen Stich mit dem Schnabel, bis er zerfleischt niederstürzte. Aus früherer Zeit wird uns über einen ähnlichen Vorgang berichtet, wonach über hundert Störche auf einer Wiese ein solches Gericht abhielten und nach zweistündiger Beratung über den armen Missetäter herfielen und ihn töteten. Bei einem andern Fall wurde beobachtet, wie eine ehebrecherische Störchin durch ihren Eheliebsten und die beratenden Störche durch Schnabelhiebe getötet und aus dem Neste geworfen wurde. Auch nimmt es die Störchin mit der ehelichen Treue zuweilen nicht sehr genau, wie folgender Fall lehrt: Ein Storchenpaar nistete seit langer Zeit. Einst bemerkte man, daß jedesmal, wenn der Storch ausflog, ein jüngeres Storchenmännchen ans Nest kam und mit der Störchin schön tat. Zuerst spröde, wurde das Weibchen schließlich doch dem Friedensstörer zugetan. Eines Tages flog das verräterische Paar auf die Wiese, wo sich der Ehemann aufhielt und tötete ihn durch Schnabelhiebe.

Eine interessante Begebenheit wird uns von einem Arzt aus Athen berichtet: „Als ich zum erstenmal in den mir als Garnison angewiesenen Ort einzog, frappierte mich die Menge von Storchnestern, die mit ihren klappernden Bewohnern von den Dächern der Häuser und Kirchen, aus Zedern und Platanen auf mich herniederblickten. Eines Tages sah ich nun, vor einem Café sitzend, Schwärme von fortwährend und sehr laut klappernden Störchen in allen Richtungen den Luftkreis durchfurchen. Von Zeit zu Zeit trafen sie insgesamt auf einem Punkt zusammen, von wo sie sich nach einer Pause von ungefähr fünf Minuten wieder voneinander trennten, um ihre früheren Flugbahnen aufs neue zu durchschneiden. Begreiflicherweise erregte dieses auffällige Gebaren meine Neugierde. Ich teilte meine Verwunderung meinem Tischnachbar mit und erfuhr dann zu meinem Erstaunen, daß es sich um nichts Geringeres als um einen storchischen Ehebruchsfall handle. „Geben Sie acht", sagte man mir, „die Sache wird ohne Zweifel mit dem Tode des schuldigen Storchenweibchens enden, das da oben einsam und verlassen im Neste sitzt." Da ich monogamische Ehen der Störche kenne, dagegen den oft gehörten Erzählungen von der strengen Wahrung der Treue unter ihnen niemals Glauben geschenkt hatte, so verfolgte ich jetzt das Schauspiel mit gespanntem Interesse. Nach einer neuen, etwas länger dauernden und von einem ganz auffallend verstärkten Geklapper begleiteten Vereinigung der Störche vor dem Neste fiel die zerpickte, zerzauste und blutende Störchin auf die Straße hinab und verschied bald unter heftigen konvulsivischen Zuckungen. Nach der Meinung aller Zuschauer war es klar, daß die der Exekution vorausgegangenen Vereinigungen der einzelnen Störchenschwärme als ebenso viele Sitzungen eines Gerichtshofes anzusehen waren, in denen die Schuldfrage entschieden wurde."

Feststehend ist, daß der Storch ein treuer, auf seine Haus- und Familienehre bedachter Familienvater ist, der seine Gatten- und Hausehre gegen Eindringlinge zu wahren sucht. In einem Dorfe unweit Erfurt stand auf den Gebäuden eines Rittergutes seit Jahren ein Storchennest. Ein Storchenpaar, das oft von Eindringlingen beunruhigt wurde, brütete jahrelang darin. Eines Frühlings kam ein Männchen, das an Ausdauer und Zudringlichkeit alle anderen übertraf. Unausgesetzt kämpfte es mit dem Storch und ließ nicht nach, selbst als die Störchin schon brütete. Von dem langen Kampf um die Seinen ermüdet, saß der Storch, sich ausruhend, den Kopf unter dem Flügel verborgen haltend, da. In dem gleichen Augenblick stürzte sich der Fremdling auf den Familienvater herab und durchstieß ihn mit seinem spitzen Schnabel, so daß er tot zusammenfiel. Doch der Schmerz ging der Witwe nicht allzu tief. Der schneidige Jüngling hatte ihr imponiert, sie nahm seine Werbung ohne weiteres an und brütete weiter, als wenn sie die ganze Sache nichts anging.

Auch nachstehendes Storchenerlebnis gibt uns ein Bild von dem Eheleben der Störche. Auf einem Dach nistete ein Storchenpaar. Jedesmal wenn der Gatte zum Futterholen ausgeflogen war, empfing das ungetreue Weibchen den Besuch eines Storchenjünglings. Sobald der Besuch weg war, flog die Ungetreue in einen benachbarten Garten und badete sich in dem Wasser eines Weihers. Eines Tages war dieser Weiher jedoch mit Brettern zugedeckt, so daß das Bad unterbleiben mußte. Als der Gatte zurückkehrte, schien er Unrat zu wittern, denn er säumte nicht lange und jagte die Ehebrecherin durch scharfe Hiebe aus dem Nest. Und die Ehre des Hauses war gerettet!

Daß auch Gardinenpredigten bei den Störchen vorkommen, zeigt uns folgende Begebenheit: Eine brütende Störchin hatte einen saumseligen Gatten, der zu lange vom Nest fortgeblieben war und es dadurch ermöglichte, daß ein Eindringling die Störchin angriff und die Eier aus dem Neste warf. Von seinem Ausflug zurückgekehrt, stand der Storch mit herabhängendem Kopfe mit der traurigsten Miene und mußte sich alle Mißhandlungen von seiten seiner lieben Frau gefallen lassen. Nach langer Zeit erst durfte er das Nest wieder besteigen.

Auf dem Lande ist im Spätsommer Gelegenheit geboten, kurz vor dem Weggang der Störche die Versammlungen zu beobachten. Auf großen Wiesen versammelt sich die Schar mit Vorliebe, um Flügelübungen zu machen, Heerschau zu halten, wobei häufig nach vorheriger Beratung einzelne Störche getötet oder von der Gesellschaft ausgeschlossen werden. Nach Abzug der Schar findet man oft Storchleichen oder ausgeschlossene Störche, die sich bis spät in den Herbst dort herumtreiben. Es ist anzunehmen, daß es sich bei dieser Revue um Schwächlinge handelt, die vermutlich die weite Reise über den Ozean nicht vollbringen können. Man hat aber auch wiederum beobachtet, wie Schwächlinge und Kinder einige Tage, auch Wochen, vor dem allgemeinen Abzug vorausgesandt wurden, damit sie sich nicht zu sehr ermüden, um an den Küsten des Mittelmeers sich mit dem großen Trupp zu vereinigen.

Der Nachtzug.

Allnächtlich entgleitet in Diensttracht
Der zittrige Vorstand dem Haus;
Verhüllen auch Wolken die Sterne,
Er findet doch ohne Laterne
Marktüber zum Bahnhof hinaus.

Verhängt sind Gepäckraum und Schalter,
Er ist schon ein Jahr in Pension —.
Der Wartesaal dehnt sich im Dunkeln,
Die Vogelbeerbüschel durchfunkeln,
Beglänzt vom Signal, den Perron.

Das Weichenhaus läutet herüber,
Der Fernzug fährt durch wie seit je;
Der Alte erkennt durch den Trichter
Des Dampfes die doppelten Lichter,
Und milderen Schein als Kupee.

Der andere schwenkt die Laterne,
Der Alte steht traumhaft habtacht;
Am Kappenschirm zittert nur leise
Die Hand, rollt auf schwarzem Geleise
Der Fernzug „Bahn frei" durch die Nacht.

Theodor Kramer.

Verantwortlich für die Schriftleitung: F. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.